

Die Cocktail-Königin

Skizze von Hilde Busch

„Mae, ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Geburtstag.“ — „Danke, Herr Doktor, danke.“ — „Mae, ich muß Ihnen aber trotzdem, so schwer es mir wird — gerade an diesem Tage — eine traurige Nachricht übermitteln.“ Mae riß ihre Augen, blaßblau, wie mattglasiertes Porzellan, weit auf. „Herr Doktor?“ — „Ja Mae, heute in aller Frühe. Sie schließen schon. Da rief man mich. Ich kam gerade zurecht, um Ihrem Vater die Augen zuzubrühen.“ — „Herr Doktor!“ Wieder konnte Mae nichts anderes sagen. Sie war ganz starr vor Schmerz. Ihre Hände schlossen sich ineinander. Sie wollte sprechen. Es war nicht möglich. Der Arzt führte sie zu einem Sessel. „Sitzen Sie gefaßt, mein Kind.“ Er fand, es gab keine besseren Worte in solchem Fall. Mae sah eine Weile stumm. Plötzlich schluchzte sie auf. „Aber Pa fühlte sich doch gestern abends viel wohler. Er hatte kaum Fieber, er verlangte zu essen.“ — „Es war eben nur eine scheinbare Besserung. Das nach der langen Krankheit geschwächte Herz vermochte sich trotz sorgfältigster Pflege nicht zu erholen.“ — „Schrecklich.“ Mae weinte und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Nun bin ich ganz allein auf der Welt. Nun habe ich niemanden.“ — „Und trotzdem“, meinte der alte Arzt leise, „haben Sie etwas, worum Sie Unzählige beneiden.“ Mae hob erstaunt den Kopf. „Was denn?“ fragte sie. „Geld“, antwortete der andere, ebenso leise wie vorherin. „Viel, viel Geld. Millionen Dollars. Die Ihnen gehören. Ihnen ganz allein. Einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren.“

Mit böse funkelnden Augen sah Mae dem Mann ihr gegenüber ins Gesicht. „Daraus mache ich mir nichts. Gar nichts. Wenn ich wirklich soviel Geld bekomme, so werde ich danach trachten, das Ganze so schnell wie möglich durchzubringen. Wie gern verzichtete ich auf die Millionen Dollars, wenn Pa am Leben geblieben wäre. Er war mein einziger Freund. Jawohl.“ Sie stand auf, trat heftig auf den Alten zu. „Nicht wahr, Sie denken, ich bin ein Kindskopf, wenn ich so rede. Aber das stimmt nicht. Ich bin gar nicht so dumm. Ich weiß genau, daß Geld Macht bedeutet. Heute schon. Mit achtzehn. Von Kindheit an habe ich das gewußt. Wenn ich mir jeden Wunsch erfüllen, wenn ich meine Lehrer und Erzieher quälen durfte und die Diensthofen tyrannisieren. Wenn es nichts gab, was unerfüllbar schien, so steckte dahinter das Geld.“

Als ich siebzehn wurde, sagte Pa: „So, jetzt könntest du bald heiraten. Mit meinem dummen Herzen mach ich's doch nicht mehr lange. Soll ich dir einen Prinzen kaufen, einen deutschen oder einen russischen? Willst du einen französischen Grafen oder einen englischen Lord? Du kannst wählen, was du willst. Eine zukünftige Erbin von 25 Millionen Dollars braucht sich keinen Wunsch zu versagen.“ Sehen Sie, Herr Doktor, obwohl diese Unterredung nur ein Jahr zurückliegt, war ich doch noch viel

unerfahrener als heute. Ich erzählte Dinah, unserer alten Negerin, von dem Gespräch mit Pa. Sie fragte mich: „Nun, darling, was wünschst du dir also?“ Und ich antwortete ihr: „Liebe, Dinah. Einen Mann, der mich lieb hat. Und den ich auch lieb habe.“ Dinah lachte mich aus. Ich fand ihr Lachen direkt böshaft. Schließlich erklärte sie: „Siehst du, das gibt es nicht zu kaufen. Liebe erhält man nur geschenkt. Es ist das einzige, was ihr Reichen uns armen Leuten nicht voraushat.“ Damals habe ich sehr geweint, Doc. Natürlich heimlich. Allein. Von dem Augenblick an habe ich das Geld gehaßt und verachtet. Wenn mich jetzt ein Mann um meine Hand bittet, so werde ich niemals wissen: will er mich oder mein Geld?“

Der alte Arzt lächelte etwas ironisch. „Sie sind ein sonderbarer Typ, Mae. Von recht unamerikanischer Romantik. Nun, Ihre Vorlieben stammen ja auch aus dem Schwarzwald. Aus dem südländischen Deutschland. Die Deutschen lieben es, auf Kosten der Vernunft romantisch zu sein. Das hat mitunter grobste Folgen. Sie sind auch solch ein Fall. Lassen Sie uns ohne Gefühlsüberdrehung reden. Da sie ja angeblich schon so schrecklich welterfahren sind, darf man das wohl. Little girl“, der Arzt klopfte Mae, die er von ihrer frühesten Kindheit an kannte, freundschaftlich auf die Schulter. „Die Welt ist so, wie sie ist, recht häßlich. Dem Reichtum begegnet man selten, der Armut überall. Sie befinden sich auf der glücklichen Seite des Lebens, sind jung, schön und reich. Versuchen Sie also, sich mit den Dingen abzufinden und sie auf die beste Art zu lösen. Solange diese Ordnung oder besser diese Unordnung — aber sagen Sie das niemanden, sonst verliere ich meine Millionärspatientinnen — der heutigen Verhältnisse besteht, kann man mit Geld beides tun: Gutes und Schlechtes. Es wird, verlassen Sie sich darauf, mir lobte Hilb, mehr Schlechtes als Gutes getan. Wälden Sie eine Ausnahme. Stiften Sie Gutes mit Ihren Millionen. Unterstützen Sie die Künste und die Wissenschaft. Helfen Sie den Armen, den Kranken und den Leidenden. Wäre das nicht immerhin eine Aufgabe?“

Mae hatte dem alten Arzt begeistert zugehört. „Doc, ich danke Ihnen. Sie sind ein wundervoller Mensch. Ich werde all das machen, was Sie mir vorgeschlagen haben.“ Tränen der Mühsung über sich selbst traten in Maes porzellanfarbene Augen. Der Arzt drückte einen Kuß auf ihre kleine weiße Hand. Es war ein schöner, erhabener Kuß. Er glück dem Wunschtraum alter, reicher Damen, die sich Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Heberfluh und Not durch Philantropie vorstellen. „Glüte, nur Glüte“, sagen die alten Damen, „kann die Ungerechtigkeit aus der Welt schaffen. Die Menschen müssen viel, viel gütiger sein.“ Und dabei spielen sie Bridge und stopfen sich unzählige Stück Torten in den Mund.

Nähe des Todes stimmt den Menschen nachdenklich. Einige Zeit darauf hatte Mae Elkin längst jene Ratschläge vergessen, die ihr von dem alten Freunde des verstorbenen Vaters erteilt worden waren. Da galt es, Beileidsbesuche zu empfangen, Reporterinterviews zu geben, Besprechungen abzuhalten mit Juristen, die ihr erklärten, woraus sich die ererbten 25 Millionen Dollars zusammensetzten. Mae hörte staunend, daß sie Goldfelder, Delgruben, Bergwerke, Grundstücke, Häuser, darunter ganze Straßenzüge New Yorks, besaß. Sie streckte die kleinen weißen Hände aus. Was sollte sie mit all dem Reichtum anfangen?

„Wie bedrückt mich dieses viele Geld“, klagte sie einem ihrer juristischen Berater, es war der erste Anwalt New Yorks, „was soll ich damit anfangen?“ Dr. Smith war ein Herr Mitte vierzig, das Haar war bereits leicht angegraut, die Figur untadelig, Typ: interessanter Mann. Trotz großer Praxis hatte er dennoch Schulden. Einfach deshalb: seine Ansprüche überstiegen seine Einnahmen. „Heiraten Sie mich“, meinte er. „Niemand wird Ihr Vermögen besser verwalten als Ihr eigener Mann. Es liegt ja auch in seinem Interesse...“ Mae sah ihn scheu an. Er gefiel ihr nicht schlecht, der Dr. Smith. Aber wie ruhig schlug das Herz bei dieser Ueberlegung. Doch schien es im Augenblick das Beste. Smith würde keine Dummheiten mit dem Gelde machen. Und ihr selbst das Leben nicht schwer. „Ich bin achtzehn“, dachte Mae, „erst achtzehn“. Dann aber sagte sie: „Ja.“

Ihre Verlobung erregte Aufsehen. Die Hochzeit wurde in echt amerikanischem Stil gefeiert. Maes Brautkleid entwarf Jitsbarre in Paris, der größte Modekünstler seiner Zeit. Er hüllte Mae in weiße Spitzen und Orange-Blüten. Kostbare Juwelen schmückten ihren zarten, fast noch kindlichen Hals.

Nach vierzehntägiger Ehe mit Dr. Smith wußte Mae, daß sie unglücklich war. Zwar machte sie an seiner Seite die schönsten Hochzeitsreise rings um die Welt. Aber sie sah diese Welt nicht verklärt durch den Glanz und den Hauberchten Gefühls. Kalt sahen sie des Gatten gemessene Zärtlichkeiten. Sie begann, sich nach Blut und Leidenschaft zu sehnen. „Ich will einen Mann“, dachte Mae, abends, als sie vor dem Spiegel stand und sich zum Souper von ihrer Gose ankleiden ließ. „der mich in seine Arme nimmt, daß mir Hören und Sehen vergeht. Keinen dekorativen Gentleman. Nein, einen Mann, einen richtigen Mann. Ganz gleich, was er ist.“

Dr. Smith trat nach kurzem Klopfen in ihr Zimmer. „Mae, wollen wir heute abends in den Cirque d'Hiver gehen? Es finden interessante internationale Vorkämpfe statt. Auch Chan Johnson ist dabei, der Weltchampion.“ Mae hatte Lust. Besser die heiße befeuerte Atmosphäre der Arena als die eisige Langeweile des mondänen

Pariser Nig-Hotels. Lächelnd lag sie über ihr. „Laß uns zu Fuß in den Zirkus gehen, Jimmy“, bat Mae nach dem Essen ihren Mann, „der Wagen kann uns ja näher abholen. Ich möchte ein bißchen Bewegung haben.“

Süß, schwer, gemischt aus Parfüm, Benzoin und dem Geruch herbittlichen Laubes von den nahen Gärten der Tuilerien, hing die Luft über den Boulevards und Avenuen von Paris. Blide, bewundernd, begehrtlich, neidisch, streiften Maes schmale zierliche Gestalt, den Schmutz, den sie trug, das eisfenbeinfarbene Hermelin-Cape, das sich um ihre kindlichen Schultern schmiegte. Sie bemerkte diese Blide gar nicht. Sie war traurig. Und die blau-violette Dämmerung von Paris, Dämmerung so schön wie in keiner anderen Stadt, stimmte sie noch sehnsüchtiger, noch trauriger.

Im Zirkus nahmen sie in der reservierten Loge Platz. Funkelnde Stelle, weißer Sand der Manege, aufreizender Duft. Kunstreiterinnen produzierten sich, Circus, Seiltänzer, Feuerfresser, Zauberer, Schlangenbeschwörer, Menschen, die weiße, gelbe oder braune Haut geschminkt und gepudert, sind trunken nach Beifall. Jetzt: die Boxer. Herrliche straffe Körper, übertrainierte Muskeln, Bewegungen, diszipliniert und brutal zugleich, ihnen allen überlegen der Weltkampion Chan Johnson, Manntier, stark, elastisch, im Bau ohne Tadel, Griff der Hände, die das Blut erregen, ein Gesicht, das keine Schonung kennt. Mae sieht auf ihn mit hebrigen Augen. Was ist der kühle gemessene Herr Smith dagegen? Leises Bräunen verspürend, denkt sie an seine Umarmungen. „Mit deinem Gelde kannst du dir alles kaufen, Mae.“ Sie lächelt entschlossen.

Eine halbe Stunde später steht vor Chan Johnson, der sich gerade auf dem Anhebett von seinem Trainer mit feuchten Tüchern bearbeiten läßt, danach massieren und klopfen, eine schöne junge Frau. Ruhig und sicher fragt sie: „Wollen Sie mich heiraten?“ — „Eine arme Frau“, denkt Chan, „aber recht hübsch dabei. Schlafen könnte man schon eine Nacht mit ihr.“ Er findet die Situation ulkig. „Heiraten, Madame? Muß das gleich sein?“ — „Nein“, sagt Mae und zieht die Augenbrauen hoch, „gleich geht es sowieso nicht. Ich bin nämlich noch verheiratet. Ich befinde mich gerade auf der Hochzeitsreise.“ Chan (für sich): „Man muß einen Arzt rufen. Die Kleine ist bei Gott nicht richtig.“ Mae, mit kalter, klarer Stimme: „Sie denken, ich mache einen dummen Wit? Durchaus nicht. Mein Mann langweilt mich. Man merkt das immer erst nach der Hochzeit. Im übrigen: ich heiße Mae Smith, geborene Elkin.“

Chan Johnson fuhr verblüfft hoch. „Sie sind wirklich Mae Elkin, die Dollar-Prinzessin?“ Mae blinnte gelassen. „Ja. Ich besitze 25 Millionen Dollars. Wollen Sie mich jetzt heiraten?“ Chan Johnson war nicht imstande, etwas zu sagen. Er nickte nur. Sechs Wochen später wurden der Boxer Chan Johnson und die Dollar-Prinzessin Mae Smith, geborene Elkin, in der Madeleine-Kirche von Paris getraut. Diesmal entwarf das Brautkleid die Modeschöpferin Jeanne Lanvin. Silberfüßl mit Nurethen. In der Hochzeitsnacht gingen alle Träume Maes in Erfüllung.

Mae war jetzt ein halbes Jahr verheiratet. Doch fühlte sich leerer und unausgefüllter denn je. Mit Jimmy Smith hatte man sich wenigstens gut unterhalten können. Er war belebend, viel gereist und wirkte amüßant zu plaudern. Chan Johnson besah nichts als seine Kraft. Und auch die mußte er mit Mähen einteilen. Denn er liebte seinen Box-Beruf und wollte keinesfalls in absehbarer Zeit den Titel des Weltmeisters verlieren. Wie langweilig

Gong für Baby / Von Katja

Einmal sangen sie dir, mein Kind, schlaf ein, träum süß, sei brav; dort draußen weht der Abendwind, im Garten steht ein weißes Schaf, ein schwarzes Schaf, träum süß — sei brav.

Einmal wiegten sie dich, mein Kind, mit sanften Liedern zur Ruh, die Hand, die schwang das Wiegenband, sah dich als großen Herrn im Land, und Hoffnung deckte dich zu.

Einmal gaben sie dir, mein Kind, das Märchen mit in den Traum, erwachtest du dann am Morgen geschwind, so wolltest du goldene Blätter vom Baum, von jenem Baum aus dem Märchentraum.

Die Welt ist nicht so, wie sie's dir gesagt in ihren Märchen und Spielen; da wird nicht gepirkt, gezekt und gejagt und geschlafen auf weichen Pfählen. Wie in den Märchenpielen.

Da geht es um alles, da geht es um nichts, da geht es um Hunger, da geht es um Brot, da geht es um Leben, um Not und um Tod, bis zum Tage des jüngsten Gerichts. —

Darum, mein Kind, hör zu, mein Kind, will ich es anders machen, zwar rauscht auch heut der Abendwind, und süß klingt mir dein Lachen. Doch ich will's anders machen.

Die alten Märchen laß ich fort und auch die sanften Lieder, was war, kommt nicht mehr wieder, ich weiß für dich ein besseres Wort.

Paß auf, mein Kind, gib mir jetzt acht, du hast mal nichts zu lachen,

die Welt ist dunkel wie die Nacht, und du mußt sorgsam wachen. Denn du wirst mal nicht lachen.

Hörst du auch zu? Das Brot ist knapp, der Hunger groß, als ich dich trug in meinem Schoß, da war dein Vater arbeitslos, ich kannte keine Ruh.

Friedlos ist es auf Erden, Giftgas, Haß, Mord und Kriegsgeschrei soll deiner Jugend fühlen werden; doch mir ist das nicht einerlei. Das Giftgas und das Kriegsgeschrei.

Ich will nicht, daß du stirbst, damit die noch mehr kriegen, die dich so sehr belügen, will nicht, daß du verdirbst

in einem Schützengraben, in einem Stachelndraht,

daß du in Qualen endest und keine Lindrung findest, du, der niemandem Böses tat.

Weg mit den Lügenmärchen, glaub nicht daran. Nur ein paar Jährchen, dann bist du ein Mann.

Dann kannst du ihnen sagen, du hast es schon immer gewußt, schon in den frühesten Tagen, an deiner Mutter Brust.

Deine Mutter lachte der Lieder, der Träume im Abendwind — Du hörst nicht mehr zu, mein Kind? Du schläfst schon wieder? Nun gut — morgen mehr, mein Kind!

war alles. Die beste Berstreuung fand Mae noch: in rasendem Tempo Auto zu fahren oder Galopp zu reiten, dort, wo es ganz und gar unerwünscht war. Zum Beispiel durch die hohe Avenue von New York, den Londoner Hyde-Park, den Berliner Kurfürstendam entlang. In New York überfuhr Mae mit ihrem Rolls Royce und 100 PS einen Mann. Es geschah ihm zum Glück nicht viel. Dennoch wurde Mae wegen Körperverletzung und Lebertretung der Verkehrsregeln zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Das Gericht erteilte ihr Bewährungsfreit. Doch als dieses sinnlos-rauende Fahren einen zweiten Unfall veranlaßte, erhielt sie vier Monate. Und diesmal mußte sie die Strafe absitzen.

Mae war entzückt. „Wunderbar, Chan“, sagte sie, bevor sie ins Gefängnis ging, „endlich einmal etwas wirklich Interessantes. Ich werde mit richtigen Verbrechern zusammen sein. Findest du, daß mir dieses Kostüm steht? Ich hab gedacht, grünes Tuch mit braunem Wildleder ist für solchen Zweck sehr smart.“ Chan fand nur, daß ihm seine Frau auf die Nerven ging. Noch am gleichen Tag, an dem Mae ihre Strafe antrat, beauftragte der Voyer einen Anwalt mit der Scheidungsklage.

Mae war auch noch die ersten Tage von ihrer Gefangenschaft begeistert. Das schlechte Essen, das graue streng-geordnete Leben in der Zelle, die abgezählten Minuten des Spazierengehens — all dies Entsehlische, für ihre ent-

arteten Nerven war es nur ein erwünschter neuer Anreiz. Sie brauchte die Sensation als Lebenszweck. Als einzigen Zweck für ihr sinnloses Leben. Neugierig beobachtete sie die Gestalten rings um sich. Freudlose „Freudenmädchen“, abgehärmte Proletarierfrauen, Mörderinnen aus Leidenschaft oder Verzweiflung, Menschen, die Not und Elend, Krankheit des Körpers oder der Seele hierhergebracht hatte. Sie alle verabscheuten das Gefängnis, und trotzdem die Freiheit ihnen kein Glück bot, sehnten sie sich dennoch nach ihr. Finster betrachteten sie Mae, von der sich schnell herumgesprochen hatte, wer sie war und weshalb sie sich im Gefängnis befand. In irgendeinem Augenblick entsann sich Mae ihres Gespräches mit dem alten Arzt an jenem Tage, da ihr Vater gestorben war. Sie hatte das Geld auch heute noch. Er hatte ihr keine Freunde gebracht. Fast stammend hörte sie, wie die Geschöpfe, mit denen sie den Kerker teilte, vom Geld sprachen. Als sei es Gott selbst. Nach ihrer Entlassung sandte Mae den Gefährtinnen im Gefängnis einen Scheck, ausgefüllt mit fünfstelliger Zahl. Wenige Wochen später wurde Mae auf einem Spazierritt am Strand von Long Island überfallen und beraubt. Sie erkannte die Räuber. Sie hatten im benachbarten Männer-Gefängnis gefessen, zur gleichen Zeit wie sie, und man konnte sich gegenseitig durch eine verdeckte Oeffnung an der Mauer des Hofes beim Spazierengehen beobachten. In jenen vier Monaten

hatten sich die Gesichter Mae eingepreßt. Sie lachte. Fand den Ueberfall sehr originell. Er war eine neue Sensation.

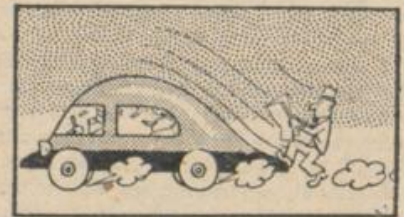
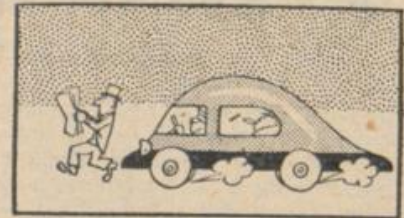
Von da an ging sie öfter in die Nachtlokale der New Yorker Verbrecherwelt. Steis mit kostbarem Schmuck behangen und vielem Geld in der Tasche. Nahm man ihr beides, so amüsierte Mae das ungeheuer. „Wenn ich nur alles Geld erst los wäre“, rief sie einmal. Doch das gelang ihr nicht, auch wenn sie es mit vollen Händen vergebete. Fünfundzwanzig Millionen Dollars, die sich durch Arbeit zahlloser Kleinhirner ständig vermehrten, waren nicht so schnell zu verringern.

Neues klüchtiges Glück fand Mae im Konsum des Alkohols. Mit der Leidenschaft Verzweifelter ergab sie sich dem Genuß von Giften aller Art. Doch am liebsten trank sie. Stark mit Gin gemixte Cocktails, die sie sich nach eigenem Rezept brauen ließ. Bald hieß sie nur noch die „Cocktail-Königin“, weil sie unermüdet war im Erfinden nervenaufpeitschender Getränke. Zweimal heiratete sie noch. Beide Männer

wählte sie sich aus jenen dunklen Kreisen, in denen sie nun schon beheimatet war. Die oberen Zehntausend New Yorks hatten sich entristet von ihr abgewandt. Man durfte alles Mögliche tun, wenn man Dollar-Millionen besaß. Doch es durfte nicht an die Öffentlichkeit dringen. Die großen Ganner trugen eine weiße Weste, und jeder reichte ihnen die Hand. Ihre Betrügereien begehen sie leise und geheim. Doch im Gefängnis gefessen zu haben, das galt als „Shocking“. Der Nacht für Nacht wie Mae, die Cocktail-Königin, betrunken im Mindesten aufgesehen wurde, den konnten die Astors und die Vanderbilts nicht mehr einladen. Mae war im Grunde nicht schlechter als sie. Sie war nur hemmungslos.

Man fand sie eines Morgens tot auf der Straße. Der Polizeiarzt konstatierte Alkoholvergiftung. Sie hatte die letzte durchzechte Nacht nicht überstanden. Niemand ging zu ihrem Begräbnis. Sie war nur 25 Jahre alt geworden. Und genau 25 Millionen Dollars fielen dem Staate zu.

Stromlinie



„Der Du nicht länger mein Augapfel bist“...

Frauen-Emanzipation im Schatten der Pyramiden

Kairo, Anfang September.

Ueber den Abbine-Platz in Kairo flüht ein niedriger, gelber Sportwagen. Er wird von einer jungen, schmalbürtigen Ägypterin in modernem Sportdreh gelenkt, auf deren wassergewelltem Subikopf beruhen ein winziger schwarzer Turban sitzt. Einige Bänerinnen, die schwere irdene Wasserkrüge auf ihren Köpfen balancieren, bleiben stehen und sehen maßlos verwundert hinter dem ägyptischen Sportgirl her. Andere Vorübergehende werfen nur einen flüchtigen Blick auf sie. Noch vor zehn Jahren würden sie von weither gelaufen sein, um eine unverschleierte Frau zu sehen. Heute gibt es deren zu viele, um noch aufzufallen.

Ein auf einem Esel reitender Fellache macht dem Rennwagen Platz. Er ist in die Stadt gekommen, um Gemüse zu verkaufen. Hinter ihm schleppt sich mühselig seine Frau einher; auf ihrem Nacken sitzt mit gespreizten Beinen ein Kind. Sie ist mager, dunkel und leberhäutig. Ihr langes, staubiges schwarzes Baumwollgewand schleift den Boden. Ihre Verschönerungsversuche bestehen aus silbernen Arm- und Fußringen und blauen Tätowierungsmarken am Kinn und oberhalb der Lippen. Seit frühestem Morgen trabt sie hinter ihrem Mann einher, der, eselberitten, sich noch kein einzigesmal nach ihr umgesehen hat, um sie zu fragen, ob sie müde sei. Es ist ihm auch nicht im Traum eingefallen, sie mit dem ausgemergelten Kind für eine Weile auf dem Esel reiten zu lassen und einstweilen selbst zu Fuß zu geben. Denn für diese Fellachin ist die Zeit der Emanzipation noch nicht gekommen, wenigstens sie sich vielleicht vorbereitet.

Die schlanke Linie

Die junge Ägypterin des Bürgerturns jedoch ist sich bewußt geworden, daß die jungen Männer ihrer Kreise, die die Ideen des Westens in sich aufnehmen, ein Mädchen von Intelligenz und Bildung zur Frau haben wollen. Sie gibt zwar noch nicht den Gedanken, sich nach der Ehe in ihrem Harem einzuschließen, auf, aber sie will nicht mehr die dumpfe Chesklavin von früher sein. Und, obwohl sie körperliche Übungen im Innern ihres Herzens verabscheut,

betreibt sie Sport, nicht dem Sport, sondern der schlanken Linie zuliebe, da die jungen Effendies von heute rasch von ihrer bisherigen Ansicht abgekommen sind, daß Körperfülle mit Schönheit gleichbedeutend sei.

Orientalischer Handel

Für die Ägypterin war der Einkauf eines Stückes Seide noch vor fünfzehn Jahren die Beschäftigung eines ganzen Vormittags. Eingewickelt und verschleiert, gewöhnlich von mehreren Familienmitgliedern und einem oder zwei schwarzen Dienern begleitet, begab sie sich in den Laden.

„Wieviel, o Tagier, verlangst du für dieses nichtige, schlecht gefärbte Stückchen Stoff?“

„Dieser herrliche Brokat, o Dame, kommt aus dem fernen Persien. Er ist gesponnen aus der Seide der von Allah gesegneten Seidenwürmer von Isfahan und mittels eines Geheimrezeptes gefärbt, das die Farben der Blumen und den Schimmer kostbarer Steine auf die Gewebe überträgt. Ich will ihn dir für die unbedeutende Summe von drei Pfund das Stück geben.“

„Was-bezweckst du damit, du Betrüger der Weisen“, rief dann die Kundin aus „einen solchen unerhörten Preis für ein Stück Stoff zu fordern, das zu tragen ich nicht einmal meiner Dienerin zumuten würde? Ich will dir ein Pfund bezahlen und dies als Geschenk!“

Dann nahm die Kundin das Bernsteinmundstück ihrer Wasserpfeife und brachte durch tiefes Einatmen des Rauches ihre Entrüstung zum Ausdruck. Der Kaufmann nahm die Ware, legte sie ins Regal und begann sich ebenfalls angelegentlich mit seiner Pfeife zu beschäftigen. Dann begann neuerdings das Keilschen. Nach ein paar Stunden entfernte sich die Ägypterin mit der Seide der allahgesegneten Seidenwürmer Isfahans, nachdem sie anderthalb Pfund dafür bezahlt hatte.

Kaufhaus mit Lotterie

Wie anders vollzieht sich heute das Einkaufen in Kairo oder Alexandrien. Nur die Fellachen und die Touristen besuchen heute die Basare und Märkte. Die modernen Ägypterinnen besorgen fast alle ihre Einkäufe in den gro-

ßen französischen oder den kleineren syrischen und griechischen Kaufhäusern. Filialen des „Louvre“, der „Galerie Lafayette“ und des „Printemps“ verkaufen Kostüme, Mäntel, Schuhe und Wäsche, die in Paris „dernier cri“ sind. Dort gibt es kein Keilschen mehr; aber viele Kaufhäuser machen der orientalischen Mentalität ein Zugeständnis in Gestalt einer Lotterie. Allmonatlich wird ein Tag ausgelost; und wer an diesem Tage seine Einkäufe besorgt, erhält sein Geld zurück.

Kino! — Alles für das Kino

Wer nicht in Ägypten gelebt hat, kann sich keine Vorstellung darüber machen, welche beherrschende Rolle das Kino im Leben der modernen Ägypterin spielt. Für die dem Harem entronnenen ägyptischen Frauen ist das Kino die Welt. Aus den Erzeugnissen Hollywoods lernen sie Geographie, Psychologie, Völkerkunde, Geschichte und Ethik — oder besser gesagt — den Moral- und Ekelodex der amerikanischen Filmwelt.

Denn heute — es muß zugegeben werden — braucht der ägyptische Ehemann, der seine Frau loswerden will, lediglich die Formel auszusprechen: „Ich scheid mich von dir. Ich scheid mich von dir.“ Aber bald wird ihm die moderne Ägypterin antworten:

„Du hast mir eine dramatische Ansprache gehalten, mein lieber Achmed (oder Saïd oder Abdullah oder Mohammed), aber du bist ein wenig zu unbestimmt. Gemäß meinem Ehekontrakt kannst du dich nur gegen Zahlung eines Drittels deines ganzen Vermögens von mir scheiden lassen. Ueberdies bin ich laut Vertrag berechtigt, mich von dir scheiden zu lassen, wenn ich finde, daß du eines anderen Frau begehrst. Und solche Nachricht ist in der Tat an mein Ohr gelangt. Und so bin ich gesonnen, dich, der du nicht länger mein Augapfel bist, von mir fortzuschicken. Laut Vertrag hast du mir nämlich auch dann meine Aussteuer zurückzugeben. Denn, wie ich deine geizige Seele kenne, würdest du es vorgehen, auch ohne Liebe an meiner Seite zu bleiben, statt mir auch nur ein Häufel meiner Mitgift zurückzugeben. So trolle dich von mir, mein nicht länger Geliebter. Na-Salaamh!“

A. Th.

Der Tod auf den Briefmarken

Geschichte in Postwertzeichen

Man weiß, daß die kleinsten amtlichen Wertpapiere, die Briefmarken, uns an zahlreiche Vorgänge der Weltgeschichte erinnern. Aber nicht nur große Siege, Eroberungen oder Entdeckungen spiegeln sich in dieser Weise — auch mancherlei tragische Ereignisse der Vergangenheit haben so einen ersten Widerhall gefunden. Es gibt eine gar nicht so kleine Gruppe von Postwertzeichen, die in irgendeiner Form den Begriff des Todes verkörpern, so festsam dies für kleine Hilfsmittel des Postverkehrs erscheinen möge.

Da sind zunächst die verschiedenen sogenannten Trauermarken, mit denen man verstorbene Herrscher und Staatsmänner in neuerer Zeit zu ehren pflegt. So erschienen bekanntlich erst vor kurzem in Südslawien besondere Gedenkmarken zum Zeichen der Trauer um König Alexander den Ersten, der in Marseille von Mörderhand fiel. Den Postwertzeichen mit dem Bildnis des Königs wurde ein schwarzer Rand aufgedruckt, entsprechend dem Vorbild der wenige Wochen früher erschienenen deutschen Trauermarken für den heimgegangenen Reichspräsidenten von Hindenburg. Fast gleichzeitig erinnerte die österreichische Post durch eine schwarze Porträtmarke an das tragische Ende des Bundeskanzlers Dollfuß. Man folgte hiermit wieder dem Beispiel Belgiens, dessen Postverwaltung im Frühjahr 1934 dem König Albert, der durch Abitur von einem Felsen den Tod fand, ebenfalls eine schwarze Trauermarke gewidmet hatte. In derselben oder in ähnlicher Art trauerte man 1924 bis 1928 in Rußland um den Revolutionsführer Lenin, in Litauen um den Patriarchen Sijanawicius, den Vorkämpfer der litauischen Unabhängigkeit, in USA 1928 um den verstorbenen Präsidenten Harding — um nur einige Beispiele für diese postalischen Totenfeiern zu nennen.

Eine seltsame Erinnerung wurde durch das Erscheinen der erwähnten Trauermarken wachgerufen. In Serbien wurde 1904 zur Hundertjahrfeier der Befreiung von der türkischen Herrschaft und zum Jubiläum der Dynastie Kara-georgewitsch eine Reihe von Gedenkmarken herausgegeben, die nebeneinander die Köpfe des ersten Herrschers aus diesem Geschlecht und des damaligen Königs Peter des Ersten (des Vaters des in Marseille erschossenen Alexander) zeigten. Dreht man die Marke um, so erscheint für den aufmerksamen Blick — wie fast jeder Sammler weiß — ziemlich deutlich ein Totenkopf oder eher eine Totenmaske, die aus den Gesichtern der beiden Königsköpfe entsteht. An diesen Zufall knüpften sich damals allerlei Gerüchte und abergläubische Prophezeiungen in Bezug auf das künftige Schicksal der Dynastie. Kurz vorher war auch schon eine andere serbische Markenreihe gewissermaßen vom Tode gezeichnet worden. Im Jahre 1903 waren Briefmarken mit dem Bildnis des damaligen Königs Alexander des Ersten aus dem Hause Obrenowitsch zur Ausgabe vorbereitet und bereits fertiggestellt, als Alexander in Belgrad mit seiner Gattin von Offizieren ermordet wurde. Daraufhin wurde der Königskopf auf den Marken mit dem serbischen Wappen überdruckt und völlig verdeckt, und die Ausgabe gelangte nur in dieser Form in den Verkehr.

Ein im Postwesen zum mindesten recht ungewöhnliches Zeichen, ein Totenschädel mit gekreuzten Knochen — wie man es früher etwa

als Merkmal für Gift benützte, — wurde übrigens als abschreckendes Bild auf primitive Postmarken von Epirus gesetzt. Es handelt sich um ein Erzeugnis der griechischen Aufständischen in Südalbanien im Jahre 1914. Der leidhaftige Tod in Gestalt eines Skeletts erschien 1923 auf russischen Wohltätigkeitsmarken zugunsten der Hungerhilfe in der Ukraine; sie stammten im übrigen aus der Berliner Reichsdruckerei. Grabdenkmäler und Sarkophage geschilderter Persönlichkeiten findet man ebenfalls auf verschiedenen Marken abgebildet. Der kunstvolle Sarg, der die Gebeine des Nolumbus enthalten soll, ist zum Beispiel auf einer Marke der Dominikanischen Republik (in Westindien) dargestellt. Russische Postwertzeichen geben nicht nur das Mausoleum Lenins an der Moskauer Kremlmauer wieder, sondern auch das Grab Karl Marx' auf einem Londoner Friedhof.

Aber sogar Sterbeszenen selbst sind des öfteren, zur Erinnerung an berühmte Männer, als Gegenstand für Briefmarken gewählt worden. Den Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen schildern beispielsweise Gedenkmarken Schwedens von 1932. Auf der künstlerischen Zeichnung sieht man, wie der König tödlich getroffen vom Pferde und seinem Begleiter in die Arme sinkt. Marken Italiens veranschaulichen die Ermordung des mittelalterlichen Florentiner Heerführers Francesco Ferrucci. Andere italienische Markenbilder stellen den Tod des heiligen Franz von Assisi und den heiligen Antonius von Padua auf dem Sterbelager dar. Auch schön gestochene Postwertzeichen von San Marino haben das Ableben des erstgenannten frommen Mannes illustriert; Mönche, Engel und Vögel sieht man dort um ihn trauern.

Wie der große portugiesische Dichter Camoes auf dem Sterbebett von seinem schwarzen Diener Abschied nahm, ist auf Gedenkmarken Portugals von 1924 zu sehen, desgleichen das prunkvolle Grabmal des ruhmreichen Verfassers der „Lusiaden“. Zum hundertsten Todestag Simón Bolívars, dem mehrere südamerikanische Länder ihre Befreiung von der spanischen Herrschaft verdanken, ließ Kolumbien 1930 eine eigenartige Gedenkmarke erscheinen; es ist die Wiedergabe eines Gemäldes, das den feierlich aufgebahrten Leichnam des großen Nationalhelden zeigt. Das gleiche Land hat übrigens einmal auch eine historische Hirteneinszenung als Markenbild verwendet. In neuester Zeit ahmt die russische Post dieses absonderliche Beispiel nach, als sie 1933 die Erschießung von 26 Sowjetkommissionen durch die Gegenregierung in Baku auf einer Briefmarke zur Darstellung bringen ließ!

Schließlich wird in dieser postalischen Welt, wie den Sammlern bekannt, an mancherlei tragische Stätten erinnert, an denen der Tod besonders reiche Ernte hielt. Man denke nur an die zahlreichen Schlachtenbilder mit gefallenen Kämpfern — Markenmotive, mit denen so viele Postverwaltungen in die Geschichte der Länder zurückgegriffen haben, daß eine Aufzählung hier zu weit führen würde. Eine Schützengrabentragedie aus dem Weltkrieg wird von einer französischen Briefmarke festgehalten. Sie deutet die Überreste einer der damaligen Stellungen vor Verdun an, die im Juli 1916 einem großen Teil eines fran-

zösischen Infanterieregiments durch plötzliche Verschüttung zum Massengrab wurde.

Einer anderen opferreichen Katastrophe gilt eine bulgarische Marke mit der teilweise zerstörten Hauptkathedrale von Sofia. Im April 1925 war in der Hauptstadt Bulgariens der General Georgiew ermordet worden. Als zwei Tage später in der Kathedrale die Beisetzungsfestfeier stattfand, wurde von Terroristen ein Bombenattentat verübt, das annähernd zweihundert Menschen das Leben kostete und den Kirchenbau schwer beschädigte. Viele Todesopfer forderte auch das folgende schwere Explosionsunglück, das sich am 10. Februar 1933 in Reunfirchen im Saargebiet ereignete; drei aus diesem Anlaß erschienene Wohltätigkeitsmarken geben den Scharensort wieder. Eine Art Gegenstück dazu bildet eine Markenausgabe der Dominikanischen Republik; sie erschien zum Gedenken an die vielen Opfer des gewaltigen Zyklons vom 8. September 1930 und man bemerkt darauf die zerstörten Stadtteile von San Domingo.



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 33, Post Modlan bei Teplice-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 249,
Von J. Bettmann.

Schwarz: Kd5, Th4, Lb8, Bd7. (4)



Weiß: Ka4, De2, Ta6, h5, Sc4, e5, Bb2, c5, d4. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 246: De4—b5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Levic Josef, Lindau b. Brück, Robek Franz u. Walter Ludwig, Kwitkau; Tesař Franz, Suchel; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Trlitsch Gustav, Wisternschaff; Schöffel Anton, Schöbrütz; Tepper Franz, Karlsbad; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosseditz.

Wettkampf Nestersitz gegen Rosawitz.

Am Sonntag, dem 1. September, trug die junge Nestersitzer Schachsektion ihren ersten Wettkampf aus. Die Rosawitzer Gäste mußten sich nach schönem Kampfe mit 5½:2½ Punkten als geschlagen bekennen. Dieses Resultat ist ein schöner Erfolg der aufwärtsstrebenden Nestersitzer. Nur so weiter.

Funktionärkurs am 9. u. 10. November in Aussig.

Um einem lang gehegten Wunsche aller Schachsektionen zu entsprechen, entschloß sich der Bundesschachauschuß, in den Tagen 9. und 10. November in Aussig, „Volkshaus“, einen Schachkurs für sämtliche Kreis-, Bezirks- und Sektionsleiter durchzuführen. Den Schachgenossen wird nahe gelegt, von dieser Veranstaltung reichlich Gebrauch zu machen.